

Über Sinn und Wirklichkeit der Sprache in den Neurowissenschaften

Milan Scheidegger | Januar, 2013

METAPHORISCHE SPRACHE: NOTWENDIGKEIT UND GEFAHR

Von *fühlenden* und *denkenden* Gehirnen ist die Rede, von Gehirnen, die *Entscheidungen* treffen oder uns *Handlungen* aufzwingen, ja sogar von Gehirnen, die daran sind sich selbst zu *erkennen*. Dass wir uns als leibliche Wesen verstehen und über Organe unseres Körpers sprechen, ist weder erstaunlich noch beunruhigend. Ein Herz etwa, das zerbrechen oder in die Hose rutschen kann, drückt metaphorisch Befindlichkeiten wie Angst oder Kummer aus, ohne dass wir diese Redeweisen wirklich wörtlich meinen. Im Gegenteil scheint es geradezu selbstverständlich, dass wir unsere leiblichen Empfindungen in einer metaphorischen Sprache symbolisch artikulieren. So zu sprechen ist uns derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass dabei nur selten Missverständnisse entstehen: Wir haben genügend oft erfahren, wann etwas *wörtlich* und wann nur im *übertragenen Sinne* gemeint sind. Metaphorischer Redeweisen bedienen wir uns besonders dann, wenn wir nicht über äussere Gegenstände, sondern über die Qualität *innerer Empfindungen* sprechen. Dort wo Mimik und Gestik versagen, um den *qualitativen Inhalt* (sog. „*Qualia*“) dieser Empfindungen zu vermitteln, bietet die Sprache und eben besonders die metaphorische Sprache ein näherungsweise intersubjektives Verständigungsmittel an: Die Degustationsnotiz eines edlen Weines oder die Ankündigung einer neuen Parfum-Kreation bieten geradezu paradigmatische Beispiele, wie wir uns einer metaphorischen Sprache bedienen, um wenigstens annähernd eine Ahnung dessen zu vermitteln, was wir bei solchen Geschmacks- oder Duftempfindungen phänomenal erleben.

Doch worin besteht die Gefahr, wenn Hirnforscher als Vertreter einer wissenschaftlichen Disziplin metaphorisch vom Gehirn als *denkendem*, *fühlendem* oder *entscheidendem* Organ sprechen? Handelt es sich etwa um eine *linguistische Innovation*, die eine sinnvolle Weiterentwicklung menschlicher Sprechgewohnheiten darstellt? Befinden wir uns etwa in einem *sprachlichen Über-*

gangszeitalter, dem Zeitalter der Neurowissenschaften, in dem neue Redeweisen eingeführt werden, die bald fester Bestandteil des sprachlichen Repertoires werden und über deren Bedeutungs- und Implikationsgehalt die Sprachgemeinschaft zukünftig übereinkommen wird? Oder handeln sich die Neurowissenschaften mit dem denkenden, fühlenden oder entscheidenden Gehirn *konzeptuelle Missverständnisse* ein, die sich negativ auf deren Produktivität und die Sinnhaftigkeit ihrer Forschungsergebnisse auswirken? Peter Janich erinnert hier zu Recht daran, dass *Sprechen* nicht bloss eine Verhaltensweise des Menschen ist, sondern eine *Handlung*, mit der auch *Verantwortung* verbunden ist.¹ Sprechakte oder Sprechhandlungen sind genuin *normativ*, sie können gelingen oder misslingen, sie können ihren Zweck sowohl erreichen wie auch verfehlen. Die Anforderungen an die Wissenschaftssprache sind hoch, da sie ihrem Anspruch nach auf *transsubjektive Geltung* ausgerichtet ist: Sie soll prinzipiell von jedermann nachvollzogen werden können. Doch leider müssen wir uns nach einem kritischen sprachphilosophischen Blick auf die wissenschaftliche Fach- und Laienpresse wohl Janichs Diagnose anschliessen: „*Sprachvergessenheit ist zum Kennzeichen der Naturwissenschaften geworden.*“² Grund genug in den nachfolgenden Abschnitten dem Sinn und der Wirklichkeit der Sprache in den Neurowissenschaften kritisch nachzugehen.

GEHIRN, GEIST UND SPRACHE: PLÄDOYER FÜR MEHR KONZEPTUELLE KLARHEIT

Das Forschungsinteresse der kognitiven Neurowissenschaften bewegt sich naturgemäss an einer komplexen wissenschaftstheoretischen Grenze, die hohe Ansprüche an den sprachlichen Umgang mit verschiedenen, teils unvereinbaren *Konzepten* stellt. Insbesondere treffen bei der Erforschung neuronaler Korrelate mentaler Phänomene unweigerlich psychologische und neurobiologische *Logiken des Beschreibens und Erkennens* aufeinander, die sich zwar wechselseitig bedingen, aber nicht zur Deckung gebracht werden können, d.h. die psychologische

¹ vgl. Janich, P.: Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009. S. 18 ff.

² ebd. S. 12.

Beschreibungs- bzw. Erkenntnislogik kann nicht verlustfrei zugunsten der neurobiologischen aufgelöst werden und umgekehrt.³ In diesem epistemischen Spannungsfeld wissenschaftlich adäquat tätig zu sein, erfordert also ein hohes Mass an *konzeptueller Klarheit*. Nach Maxwell Bennett und Peter Hacker bietet die analytische Philosophie als Metadisziplin für logische Relationen und den sinnvollen Umgang mit der Sprache demnach eine unverzichtbare konzeptuelle Hilfestellung für die kognitiven Neurowissenschaften. Dabei geht es der Philosophie nicht etwa um einen Kommentar empirisch *wahrer* oder *falscher* Aussagen, sondern vielmehr um die *Sinnhaftigkeit* von Aussagen überhaupt: Denn die Frage, ob etwas *sinnvoll* oder *sinnlos* (gesprochen) ist, ist kein empirisches sondern ein konzeptuelles Problem. Der neurowissenschaftliche Diskurs soll also von Unsinn bereinigt werden, der sich immer dann einstellt, wenn ein Ausdruck oder ein Begriff entgegen seinen *Gebrauchsregeln* verwendet wird.⁴

DER MEREOLOGISCHE FEHLSCHLUSS IN DEN KOGNITIVEN NEUROWISSENSCHAFTEN

Mit der Aufhebung der cartesianischen Trennung von *Gehirn* und *Geist* als zwei verschiedenen Substanzen droht der Erkenntnisgegenstand des Geistes mit demjenigen des Gehirns zusammen zu fallen: Dass die zuvor auf den Geist bezogenen psychologischen Begriffe nun auf das Gehirn bezogen werden, ist in den Augen von Bennett und Hacker ein schwerwiegender *konzeptueller Irrtum*.⁵ Die Idee, dass Informationsverarbeitung eine Funktion des Gehirns darstellt und dass Gefühle, Gedanken und Handlungen Formen informationsverarbeitender Prozesse sind, fördert letztlich auch abgekürzte Redeweisen, die das Gehirn selber fühlen, denken und handeln lassen. Das Gehirn wird somit zum Repräsentant, zum Träger oder Stellvertreter für solche Eigenschaften und Fähigkeiten, die ansonsten nur *ganzen Per-*

sonen zugeschrieben werden können: *Wahrnehmungen, Gedanken* und *Gefühle* sind Attribute menschlicher Lebewesen als psycho-physiologischen Einheiten und nicht etwa ihrer Einzelteile. Das Gehirn als *Einzelteil* ermöglicht uns zwar diese psychologischen Fähigkeiten, aber es tut dies *für uns als Personen*.⁶ Demnach kann das Gehirn *an sich* gar nicht *fühlen, denken, sehen, entscheiden, verstehen, handeln* etc. So zu reden, hiesse nach Bennett und Hacker nicht etwa linguistisch innovativ zu sein, sondern gegen den Sinn des Sprechens zu verstossen und dadurch theoretischen Irrtum zu befördern. Denn nach Wittgenstein können nur einem menschlichen Wesen, das sich auch so verhält wie ein menschliches Wesen, psychologische Attribute zugeschrieben werden: „*man könne nur vom lebenden Menschen, und was ihm ähnlich ist (sich ähnlich benimmt) sagen, es habe Empfindungen; es sähe; sei blind; höre; sei taub; sei bei Bewusstsein, oder bewusstlos.*“⁷ Weil das Gehirn sich nicht so verhält wie ein menschliches Wesen, kann es folglich auch nicht Träger psychologischer Attribute sein. Dem Gehirn solche Attribute zuzuschreiben, heisst einen *mereologischen* bzw. *pars pro toto* Fehlschluss zu begehen, weil das Gehirn kein logisch geeignetes Substrat für solche Attribute darstellt. Die *Mereologie* als Logik von Bestandteil und Summenverhältnissen verbietet es geradezu, bestimmte psychologische Attribute, die nur einem Ganzen zukommen können, isoliert seinen Anteilen zuzuschreiben. Einen solchen Fehlschluss zu begehen, stellt besonders dann ein schwerwiegendes Problem dar, wenn er zu *Missverständnissen* und konzeptuellen Verwirrungen führt, die auf solchen Ausdrucksweisen basieren.

Die meisten Wissenschaftler wehren sich, wenn man sie versucht auf so einen Fehlschluss festzunageln: „*Nein, so hab ich das doch gar nicht gemeint!*“. Vielmehr möchten sie die Verwendung solcher psychologischer Termini nur als *Homonyme* verstanden wissen, denen eine eigenständige, technische Bedeutung zukommt: Demnach *fühlt*,

³ Eine klare und übersichtliche Darstellung findet sich in: Ros, A.: *Materie und Geist. Eine philosophische Untersuchung*. Paderborn: Mentis, 2005.

⁴ vgl. Bennett, M.R.; Hacker, P.M.S.: *Philosophical Foundations of Neuroscience*. Malden, MA / Oxford / Carlton, Australia: Blackwell, 2003.

⁵ vgl. ebd.: Das Aufzeigen dieses konzeptuellen Irrtums in verschiedenen Kontexten bildet sozusagen den Leitfaden dieser Monographie.

⁶ Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: *Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language*. New York: Columbia University Press, 2007. S. 15 ff.

⁷ Wittgenstein, L.: *Philosophische Untersuchungen*, I, § 281. In: Wittgenstein, L.: *Werkausgabe Band 1*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.

denkt, und *entscheidet* das Gehirn nicht, sondern es *fühlt**, *denkt** und *entscheidet**.⁸ Oftmals wird auch eingeräumt, es handle sich nur um eine Ausweitung des relevanten Vokabulars über seinen ordentlichen Gebrauch hinaus, und zwar durch *Analogiebildung*: So wurden in der Geschichte der Wissenschaft beispielsweise auch Begriffe aus der Hydrodynamik *analog* in der Theorie der Elektrizität wieder verwendet, ohne grossartig Verwirrung zu stiften.⁹ Oder es handelt sich wie eingangs erläutert tatsächlich um *metaphorische Sprechweisen*, die als solche erkannt eben nicht zwingend zu Missverständnissen führen.¹⁰ Dennoch: Auch wenn diese problematischen Aussagen „*nicht so gemeint*“ sind, schützt diese Annahme nicht davor, dass trotzdem ein Unsinn gesagt wurde, der woanders weiteren Unsinn stiften kann. Bennett und Hacker sehen die Gefahr, dass in den neuen Sprechweisen noch alte Bedeutungen mitschwingen, die zu *Inkohärenzen* führen und in der Praxis falsche inferenzielle Schlussfolgerungen fördern. Diesen philosophischen Vorbehalt zu teilen, bedeutet unter Umständen aber auch den Verzicht auf bestimmte empirische Fragestellungen oder Experimente, die durch solche Redeweisen irrtümlicherweise motiviert werden, da sie sich bei genauerer Betrachtung sprachphilosophisch als unsinnig erweisen. Doch nicht nur experimentelle Zurückhaltung sondern auch transparentere Berichterstattung wird durch eine solche konsequente sprachphilosophische Haltung gefördert: Der Hirnforscher soll weiterhin seinen Enthusiasmus mit einem Laienpublikum teilen können, aber ohne irgendwelchen intransparenten Neuromythologien zu verfallen oder das Publikum zu verführen, die Hirnforschung auf der Suche nach Antworten für Scheinfragen zu bemühen.¹¹

DER GEBRAUCH INTENTIONALEN VOKABULARS IN DEN WISSENSCHAFTEN

Der Gebrauch intentionalen Vokabulars ist nicht nur in der Hirnforschung weit verbreitet, auch in den Computerwissenschaften, in der Ethologie, der Zellbiologie etc. sind *intentionale Begriffe* oft anzutreffen. Selbst im Alltag wird der Elektriker, wenn er die Funktionsweise eines Geräts erklären soll, auf intentionales Vokabular zurück-

greifen: Begeht er dabei auch einen mereologischen Fehlschluss? Man wäre in diesem Fall beinahe geneigt zu sagen, dass mereologische Übertretungen sogar ein Charakteristikum unseres Sprechens sind, ein Mittel, das Verständnis geradezu fördert und nicht etwa verschliesst. Eine solche Auffassung vertritt beispielsweise Daniel C. Dennett: Er weist die sprachphilosophischen Argumente von Bennett und Hacker als überflüssig zurück, da die Praxis des Sprechens eine ganz andere sei: Wir nehmen tatsächlich sehr oft eine *intentionalen Einstellung* ein, wenn wir über komplexe Systeme wie das Gehirn sprechen, und das tun wir mit gutem Grund.¹²

Wenn wir das Verhalten eines Systems beschreiben oder vorhersagen wollen, können wir nach Dennett prinzipiell drei unterschiedliche *Einstellungen* einnehmen: Die *physikalische Einstellung* (*physical stance*) erfasst einzig die materielle Prozesshaftigkeit eines Systems, wird aber aufgrund des hohen Komplexitätsgrades nur selten eingenommen. Dagegen beschreibt die *funktionale Einstellung* (*functional stance*) die Zwecke und Funktionen eines Systems (unabhängig von ihrer materiellen Implementierung). Die *intentionale Einstellung* (*intentional stance*) schliesslich nehmen wir dann ein, wenn die funktionale Einstellung allein nicht ausreicht, um das Verhalten eines Systems zu beschreiben. In der intentionalen Einstellung schreiben wir einem System z.B. Gedanken und Überzeugungen zu, damit sein Verhalten nachvollziehbar erscheint.¹³ Die intentionale Einstellung wird im Ingenieurwesen oft dann eingenommen, wenn komplexe Systeme in ihre Bestandteile zerlegt und diesen dann „*homunkuläre Eigenschaften*“ zugesprochen werden, bis man zu Bestandteilen gelangt, die sich so einfach verhalten, dass man die intentionale Einstellung zugunsten einer rein mechanischen Beschreibung (*physical stance*) aufgibt. Nach Dennett erleichtert eine solche „*lower-level intentionality*“ das Verstehen „*wie aus rein mechanischen Bestandteilen wunderbare Personen entstehen*“.¹⁴

Dennetts Vorwurf gegen Bennett und Hacker lautet, dass sie zwar eine genaue Intuition für Sinn und Unsinn in der Sprache entwickelt haben, dass der Anspruch der Genauigkeit im Sprechen aber vor der Komplexität des

⁸ Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language. New York: Columbia University Press, 2007. S. 24.

⁹ ebd. S. 24.

¹⁰ ebd. S. 25.

¹¹ vgl. Bennett, M.R.; Hacker, P.M.S.: Philosophie und Neurowissenschaft. In: Struma, D. (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 42.

¹² vgl. Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language. New York: Columbia University Press, 2007. S. 73-95.

¹³ vgl. Dennett, D.: The Intentional Stance. Cambridge, MA: Bradford Books/MIT Press, 1987.

¹⁴ Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language. New York: Columbia University Press, 2007. S. 89.

empirischen Unterfangens der Hirnforschung zum Scheitern verurteilt ist. Denn wer legt die Logik der Sprachregeln fest: Die Sprachphilosophen oder die Sprachgemeinschaften selbst? Natürlich gibt es bestimmte Regeln, an die wir uns alle halten, aber beherrscht nicht grundsätzlich eine grosse Schwammigkeit unser Sprechen? Sprachanalyse wäre demnach eher ein empirisches und kein konzeptuelles Unterfangen, da der Sprachgebrauch gegen Aprioritäten spricht. Dennett wirft Bennett und Hacker vor, statt guter Philosophie schlechte Anthropologie betrieben zu haben: Sie sind zu kognitiven Neurowissenschaftlern hingegangen, um deren Sprechweisen zu analysieren, und haben nicht bemerkt, dass sie ihre „ordinary language“ auf fremdes Territorium gebracht haben und dass ihre Intuitionen nicht mit den Intuitionen der Neurowissenschaftler übereinstimmen.¹⁵

KANN ÜBER SUBPERSONALE EREIGNISSE SINNVOLL GESPROCHEN WERDEN?

Mit seiner Kritik schneidet Dennett natürlich ein schwerwiegendes epistemisches Problem an: Die Differenz zwischen dem *personalen* und dem *subpersonalen* Erklärungsniveau. Die Sprache gehört naturgemäss zur Domäne des Personalen: Die Begriffe, die sich etabliert haben und die wir benutzen, beziehen sich auf Dinge, die wir personal zu durchleben im Stande sind. Sie drücken Unterscheidungsgewohnheiten aus, die semantische Relationen innerhalb unserer personalen Lebenswelt betreffen. Die Wissenschaften stellen die Sprachlichkeit des Menschen nun insofern vor neue Herausforderungen, indem sie Phänomene technisch zugänglich machen, die nicht jenem Raum des Personalen angehören, d.h. die sich nicht durch semantische Begriffsfelder innerhalb der Sphäre des Personalen individuieren lassen. Die Tatsache, dass wir keine a-priorische Sprachregelung für subpersonale Phänomene und den begrifflichen Umgang mit ihnen haben, heisst aber noch nicht, dass wir ihnen deswegen die Existenzberechtigung zu entziehen brauchen. Wir sehen uns in der Naturwissenschaft oft mit Phänomenen konfrontiert, die sich zwar anhand ihres Verhaltens individuieren lassen, über die wir aber nicht sinnvoll zu sprechen gelernt haben, da uns die Begrifflichkeit für solche neue Entdeckungen aus dem Mikrobereich fehlt: Wir müssen sie uns erst erschliessen. Solange die subpersonalen Phänomene nicht an die Semantik des Personalen anschlussfähig sind, d.h. nur subpersonal gewissermassen intrinsisch erschliessbar bleiben, müssen wir konsequenterweise ein *neues Begriffssystem* einführen, in dem sich diese intrinsisch subpersonale Unterscheidungsgewohnheit ausdrücken lässt. Bis hierhin sind

auch noch keine gröberen *konzeptuellen Verwirrungen* zu befürchten.

Epistemischer Diskussionsbedarf entsteht erst dann, wenn Subpersonales mit dem Bereich des Personalen *interferiert*, d.h. sich als etwas erweist, das im Bezug auf die Prozesshaftigkeit des Personalen ebenfalls eine „*semantische Gestalt*“ annimmt. Wenn eine subpersonale Tatsache sich für das personale Sprechen als *nicht gleichgültig* erweist, muss sie sprachlich zur Kenntnis genommen werden, weil sie im Bezug auf die personale Ebene einen Unterschied macht. Die damit verbundene sprachphilosophische Herausforderung liesse sich folgendermassen festhalten:

Im kognitionswissenschaftlichen Erklärungsanspruch, die subpersonale Ereignishaftigkeit als etwas für personale Prozesshaftigkeit *nicht gleichgültiges* zu bestimmen und diese Unterscheidungsgewohnheit auch sprachlich artikulieren zu wollen, liegt die Wurzel der mereologischen Sprachverwirrung.

Michael Tomasello hat auf die Eigenheit der Sprache hingewiesen, die es uns als Menschen ermöglicht, gerade weil sie *intersubjektiv* und *perspektivisch* ist, für verschiedene *Kommunikationszwecke* unterschiedliche Perspektiven auf denselben Gegenstand einzunehmen.¹⁶ Der kommunikative Zweck mereologisch abgekürzter Redeweisen könnte demzufolge darin bestehen, auf eine spezifische subpersonale Ereignishaftigkeit hinzuweisen, die sich innerhalb der allgemeinen subpersonalen Ereignishaftigkeit dadurch auszeichnet, dass sie eine hinreichend enge und stabile Relation zu einem psychischen Ereignis aufweist. Das kommunikative Ziel solcher Redeweisen wäre es also, eine ontologische Tatsache zur Sprache zu bringen, die innerhalb desselben Satzes auf zwei verschiedene Perspektiven der Beschreibung referiert. Aber kann eine solche subpersonale Ereignishaftigkeit im Bezug auf die Prozesshaftigkeit des Personalen überhaupt sinnvollerweise zur Sprache gebracht werden, solange sie den im personalen Raum konventionalisierten Sprachregeln folgt? Oder sollten wir vielleicht besser über diese putativen Prozesse schweigen, weil nicht (sinnvoll) über sie gesprochen werden kann? Ist es überhaupt vorstellbar, dass wir eine nicht-mereologisch durchsuchte Sprache des Subpersonalen entwickeln können, die für uns auch *verstehbar*, geschweige denn *brauchbar* sein kann? Oder setzt die Verstehbarkeit subpersonaler Neologismen nicht automatisch voraus, dass wir entsprechend dem kognitionswissenschaftlichen Paradigma gleichzeitig auch personale Sprachbezüge mitliefern, die sich in me-

¹⁵ vgl. ebd. S. 73-95.

¹⁶ vgl. Tomasello, M.: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 160.

reologisch abgekürzten Redeweisen heuristisch niederschlagen?

Natürlich meinen wir nicht wörtlich, dass das Gehirn „denkt“, sondern dass wir eine subpersonale Ereignishaftigkeit vor uns haben, die im Bezug auf die personale Prozesshaftigkeit des Denkens den Status der *Nicht-Gleichgültigkeit* hat. Mehr noch: Einige Neurowissenschaftler glauben sogar, dass sie gewissermassen *konstitutiv* für das Stattfinden eines Denkprozesses ist und sofern beobachtbar, auch *indikativ* für Denken ist. Nun bestreiten ja Bennett und Hacker keineswegs, dass es *Abhängigkeitsverhältnisse* zwischen psychologischen und neuronalen Prozessen gibt. Auch schätzen sie das kognitionswissenschaftliche *Erkenntnismotiv* durchaus zutreffend ein: „*The only coherent idea that might be lurking here ist that these terms are applied to the brain to signify the neural activity that supposedly corresponds with the animal's knowing, believing, thinking, inferring, and perceiving.*“¹⁷ Sie kritisieren lediglich die mereologische Übertragung von psychologischen Attributen auf die subpersonalen Einzelteile, die nur Personen als Ganzen zukommen können. Nun müssen wir uns aber fragen, woran wir denn *erkennen*, dass eine *Person* denkt oder aufgewühlt ist? Wittgenstein hat ja darauf hingewiesen, dass wir nur einem menschlichen Wesen, das sich auch so verhält wie ein menschliches Wesen, psychologische Attribute zuschreiben können. Wir tun dies also aufgrund bestimmter *äusserlich* beobachtbarer Verhaltensweisen, an denen wir eine dahinter liegende Intentionalität abzulesen glauben: Indem wir gemeinschaftlich leben, erfahren wir, dass Personen *Absichten*, *Wünsche* und *Überzeugungen* haben. Obwohl diese intentionalen Triebkräfte nichts Gegenständliches an sich haben, erleben wir sie ganz konkret *subjektiv* an uns selber und *objektiv* in der Art und Weise, wie wir vergesellschaftet sind.

Den Umstand, dass es uns in der Regel sprachlich keine grosse Mühe bereitet, blosser Körperbewegungen als Ausdruck *intentionalen Verhaltens* zu identifizieren und als *Handlungen* zu benennen, möchte ich kurz an einem Beispiel erläutern. Das Ausholen einer Hand mit der nachfolgenden Penetration des Brustkorbs und Verletzung des Herzmuskels durch die eingeführte Messerklinge sind allesamt somatische Ereignisse, die auf nichts geringeres als ein Mordszenario hindeuten. Diese äusserlich sichtbaren Phänomene lassen sich im entsprechenden Kontext als Mord benennen und aufgrund der Motive und Absichten des Tätersubjekts *normativ* begründen oder verurteilen. Eine andere Frage ist es, was diese Handlungssequenz letztlich *bewirkt*. Natürlich brauchen wir mit Dennett gesprochen die *intentionale Einstellung*, um diesem Ensemble aus somatischen Tatsachen einen

sprachlichen Sinn, nämlich die Bedeutung einer Mordhandlung zuzuschreiben. Ist dies aber wirklich *alles*, was sich über diesen bedauerlichen Vorfall sinnvollerweise aussagen lässt? Oder muss man davon ausgehen, dass es auch *subpersonale Ereignisse* gibt, die im Bezug auf diese Szene *nicht gleichgültig* sind, die wir also auch „zu Wort kommen lassen“ sollten? Freilich nur als Gedankenexperiment, denn es sei hier nicht unterstellt, dass das Studium von Synapsen und Aktionspotenzialen im Bezug auf die Motive des Täters besonders *aufschlussreich* sei. Wir wollen uns lediglich die *logische Möglichkeit* - ungeachtet der empirischen Wahrscheinlichkeit - vergegenwärtigen, wie wir eine solche potenzielle Nicht-Gleichgültigkeit subpersonaler Ereignisse im Bezug auf den erfolgten Mord *sprachlich* behandeln würden. In eine mereologische Falle zu treten, erscheint mir nämlich ziemlich vorprogrammiert, wenn man die potenzielle Nicht-Gleichgültigkeit subpersonaler Ereignisse im Bezug auf eine Mordhandlung logisch zulässt und den Anspruch hat sich begrifflich daran anzunähern.

Um das Problem näher ins Zentrum zu rücken, erweitern wir das vorherige Gedankenexperiment: Von der Handbewegung ausgehend, dem *offensichtlichen* somatischen Indiz für die verkörperte Intentionalität des Täters, setzen wir gedanklich auch den Rest der somatischen Ereignishaftigkeit von distal nach proximal für einen kurzen Augenblick einmal *transparent*. Jetzt fragen wir uns erneut: Kann das, was hier gerade geschieht, als *konstitutiv* bzw. *indikativ* für den gerade sich ereignenden Mord *beschrieben* werden? In einem gewissen Sinne natürlich nicht, denn wir sagen nicht: „*Die Hand [oder: Das Messer in der Hand] des Täters hat ihn umgebracht!*“ sondern: „*Der Täter hat ihn von Hand [Wie? Mit einem Messer!] umgebracht!*“. Das Wort „*umbringen*“ wird semantisch durch das *Tätersubjekt* und seine *Absicht* bestimmt: So sprechen wir nun mal. Das verhängnisvolle daran ist aber, dass der Kognitionswissenschaftler - auch wenn er diese Sprachkonvention teilt - sich für etwas interessiert, das jenseits dieser Sprachkonvention liegt: Nämlich dafür, ob es eine somatische Ereignishaftigkeit *im Täter drin* gibt, die im Bezug auf seinen Tat, *den Mord*, einen *Unterschied* macht: Eine somatische Ereignishaftigkeit, die *konstitutiv* bzw. *indikativ* für das „*Umbringen*“ ist. Freilich interessiert sich der Kognitionswissenschaftler mehr für das Gehirn als für die Sprache, denn der Begriff „*umbringen*“ ist ja, wie wir gesehen haben, durch die Sprachkonvention mit ihren intentionalen Ingredienzen wie *Täter*, *Opfer*, *Absicht* und *Handlungssequenz* semantisch hinreichend bestimmt. Wenn wir unser Erkenntnisinteresse jetzt aber mal nicht auf die sprachliche sondern auf die *gegenständliche Welt* richten: Mit welchem Begriff würden wir dasjenige darin heraus-

¹⁷ Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language. New York: Columbia University Press, 2007. S. 150.

greifen wollen, was im Bezug auf „gerade jemanden umbringen“ das eigentliche „Gemeinte“ ist? Hilft uns bei der Identifikation etwa der spekulative Gedanke, dass sich psychologische Attribute zu neuronalen Prozessen *isomorph* verhalten könnten? *Isomorphie* meint hier in Anlehnung an Elmar Holenstein „eine formale Beziehung, die nicht auf material Gleichartiges beschränkt ist. Formale Gleichwertigkeit ist mediumtranszendent und mit ihrer funktionale Gleichwertigkeit.“¹⁸ Das eigentliche „Gemeinte“ im neuronalen Raum zu identifizieren, wäre durch das Postulat der Isomorphie insofern erleichtert, als dass neuronale Prozesse auf der Ebene der neuronalen Ereignishaftigkeit denselben informativen Charakter im Bezug auf andere neuronale Ereignisse hätten, wie in psychologischer Analogie eine Absicht auf eine Handlung. Was hier begrifflich übertragen würde, wäre nicht der ganze semantische Anhang, der an einem Begriff hängt, sondern lediglich die funktionale Rolle, die ein Begriff in seinem jeweiligen semantischen Gefüge spielt: Isomorph wäre also lediglich die Ereignishaftigkeit raumzeitlicher Konstitutionsbedingungen für Mentales zur inhaltlichen Prozesshaftigkeit des Mentalen selbst.

Unabhängig von der empirischen Plausibilität des Isomorphie-Gedankens scheint aber ein gewichtiger sprachlich-semantischer Fehlschluss im Sinne Wittgensteins vorzuliegen, wenn wir sagen: Sein präfrontaler Kortex „bringt gerade jemanden um“ oder sein limbisches System „schlägt“ gerade unter Disinhibition des präfrontalen Kortex „jemanden tot“. Fehlschluss deshalb, weil wir, statt konsequenterweise neue Wörter zu erfinden, vom Isomorphie-Gedanken verleitet einfach bestehende Wörter aus dem personalen Raum auf subpersonale Räume übertragen. Denn wie sonst soll eine somatische Ereignishaftigkeit im limbischen System, die sich im Tätergehirn zum Zeitpunkt des Umbringens vom Zeitpunkt des Schlafens, des Essens oder des Geschlechtsaktes spezifisch unterscheidet, auch sprachlich unterscheidbar gemacht werden? Dafür eine neutrale Sprache *de novo* zu etablieren wäre sprachphilosophisch zwar äusserst aufrichtig, als Forderung aber ziemlich unmenschlich. Man müsste demnach beispielsweise sagen: Das limbische System „quadrupelt“ [d.h. zeigt gerade eine raum-zeitlich kontingente Ereignishaftigkeit, die für die personale Prozesshaftigkeit des „Umbringens“ charakteristisch ist], während der präfrontale Kortex gerade „sibuliert“ [d.h. eine raum-zeitlich kontingente Ereignishaftigkeit zeigt, unter der das limbische System vermehrt „quadrupelt“] und so weiter. Wir hätten also eine ziemlich umständliche *Parallelsprache* zu erfinden, deren intrinsische Semantik im Bezugsrahmen der somatischen Ereignishaftigkeit unter Berücksichtigung der raumzeitlich kontingenten personalen Prozesshaftigkeit bestimmt werden müsste: Um

wie viel naheliegender scheint es, hierfür stattdessen einfach die Parallelwörter aus dem bereits etablierten psychologischen Sprachgebrauch zu beerben? Die *Spracheffizienz* geht dabei natürlich auf Kosten des personal etablierten *Sprachsinn*s: Korrekt zu sprechen kann uns auf subpersonaler Ebene sehr „teuer“ zu stehen kommen, d.h. im geschilderten Falle ausgesprochen *ausführlich*, ja geradezu *ausufernd* sein. Es erscheint nicht ökonomisch bzw. natürlich, sich hier an den personal etablierten Sprachgebrauch zu halten, denn der Mensch nimmt automatisch sprachliche Abkürzungen, solange das Kosten-Nutzen-Verhältnis für ihn dabei letztlich einigermaßen aufzugehen scheint: In dieser Hinsicht ist die Sprache *konservativ* und das scheint ein *Anthropologikum* zu sein.

Eine neue Sprache des Subpersonalen zu etablieren erschiene uns abgesehen vom Aufwand ohnehin wohl äusserst *gewöhnungsbedürftig*. Wahrscheinlich auch mit gutem Grund: Denn wozu sollte eine solche Sprache überhaupt gut sein? Was haben wir *wirklich* Neues über das *Umbringen* gelernt, wenn wir wissen, dass da gleichzeitig im Tätergehirn etwas „quadrupelt“ und „sibuliert“? Und das *wirklich* ist durchaus ernst zu nehmen: Denn es stehen sich hier eine *sprachliche Wirklichkeit* (des Personalen) und eine *unsprachliche Wirklichkeit* bzw. eine *sprachliche Unwirklichkeit* (des Subpersonalen) gegenüber. *Unsprachliche* Wirklichkeit deshalb, weil wir die somatische Ereignishaftigkeit naturwissenschaftlich als etwas *Wirkliches* erfahrbar machen können, das wir aber sprachlich (noch) *nicht auszudrücken* in der Lage sind, da wir über kein semantisches Begriffsfeld verfügen, in dem wir die Phänomene auf intrinsisch-somatischer Ebene kontextualisieren können. Und eine sprachliche *Unwirklichkeit* deshalb, weil die soeben konstruierten Begriffe wie „*Quadrupeln*“ und „*Sibulieren*“ uns im Bezug auf den uns vertrauten Begriff des „*Umbringens*“ befremden, ja geradezu *unwirklich* erscheinen: Zeigen sie im Bezug auf das, was wir unter „*Umbringen*“ gemeinhin verstehen, überhaupt einen *relevanten semantischen Wirkungsgrad*?

DIE WIRKLICHKEIT DER SPRACHE

Diese Überlegungen führen uns direkt ins Zentrum einer weiteren wichtigen Frage: Welche *Wirklichkeit* wird eigentlich durch Sprache eingefangen bzw. konstruiert? Wir haben soeben notiert, dass subpersonales aus der personalen Perspektive für uns *unwirklich* erscheint und wir auch über keine Sprache verfügen, um *sinnvoll* über Subpersonales zu reden. Und dennoch hat das, was über die Monitore der Neurowissenschaftler flackert, einen bestimmten *ontologischen Status*. Aber nicht nur neuronale Phänomene, sondern auch *subjektive Erlebnisse*, wie

¹⁸ Holenstein, E.: Mentale Gebilde. In: Münch, D. (Hg.): Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000. S. 330.

wir anfangs schon beim Wein oder Parfum festgestellt haben, sind etwas für uns *Wirkliches*, über das zu sprechen wir uns aber äusserst schwer tun und auf unzählige Metaphern ausweichen, um uns nur ansatzweise darüber zu verständigen. In diesem Sinne übt auch John Searle fundamentale Kritik am von Bennett und Hacker adaptierten Wittgensteinianischen Sprachspiel: Wenn uns die *Ontologie* des Schmerzes interessiert, müssen wir nicht Schmerzverhalten bzw. die *Bedingungen des Sprachspiels* studieren, unter denen wir den Begriff des Schmerzes verwenden, sondern viel direkter das *Phänomen* eben Schmerzen zu empfinden. Hierfür erscheint das externe Verhalten zweitrangig und nur äusserst indirekt informativ. Nach Searles Auffassung ist es ein Fehler anzunehmen, dass die Kriterien des Sprachspiels, was *gesagt* werden darf und was nicht, automatisch auch festlegen, welche Phänomene *existieren* dürfen und welche nicht.¹⁹ Bennett und Hacker verwechseln demnach die kriteriale Basis für die sprachliche Anwendung psychologischer Attribute mit den mentalen Zuständen selbst oder mit Searle formuliert: „*they confuse the behavioral criteria for the ascription of psychological predicates with the facts ascribed by these psychological predicates, and that is a very deep mistake.*“²⁰

Rufen wir uns Wittgensteins Sprachregel nochmals in Erinnerung: „*man könne nur vom lebenden Menschen, und was ihm ähnlich ist (sich ähnlich benimmt) sagen, es habe Empfindungen; es sähe; sei blind; höre; sei taub; sei bei Bewusstsein, oder bewusstlos.*“²¹ Weil das Gehirn das entsprechende Verhalten nicht zeigen kann, das für das Sprachspiel vorausgesetzt wird, bedingt nach Bennett und Hacker, dass wir dem Gehirn keine psychologischen Attribute *zusprechen* können. Das heisst nach Ansicht von Searle aber noch nicht, dass dem Gehirn deswegen keine psychologischen Attribute *zukommen* können. Doch was geschieht jetzt? Gewissermassen bricht an dieser Stelle die *Ontologie* entzwei: In eine *Ontologie der Sprache* und eine *Ontologie der Phänomene* bzw. *Ereignisse*. Dass das Gehirn nicht Träger psychologischer *Begriffe* sein kann, heisst nicht, dass es nicht auch Ort psychologischer *Ereignisse* sein kann. Um dies zu illustrieren, vergleicht Searle das Gehirn, das *denkt*, mit dem Magen, der *verdaut*: Genauso wie der Magen bzw. der Verdauungstrakt der Ort für Verdauungsprozesse ist (obwohl nur die ganze Person dem Begriffe nach verdaut), so kann auch das Gehirn als Ort für Gedanken oder Gefühle angesehen werden (obwohl nur die ganze Person dem Begriffe nach fühlt bzw. denkt). Der Magen

bzw. das Gehirn wird so zum zentralen kausalen Bestandteil eines Gesamt-Systems, das ein bestimmtes Verhalten zeigt.²²

Gegen eine strikte *kategoriale Mereologie* spricht auch folgendes klinisches Beispiel: Sprechen wir einem Patienten, der unter dem sog. *Locked-In Syndrom* leidet, den Status einer Person ab, nur weil der efferente Teil seines Nervensystems (bei erhaltener Afferenz) derart geschädigt ist, dass er nach aussen hin keine Zeichen einer intakten Geistestätigkeit mehr setzen kann? Dieser bedauerenswerte Patient scheidet sozusagen aus dem Sprachspiel des Personseins aus, doch warum soll Sprache so unmenschlich sein? Kriteriale Bedingungen scheinen also unsere Sprache nicht bis ins letzte Detail zu bestimmen, zumal es Fälle gibt, in denen unsere Intuition des Benennens und Zuschreibens, wie im eben geschilderten Fall, hoffentlich von der a priori Sprachtheorie abweicht. Es gibt aber noch eine weitere Überlegung, die diesen klinischen Fall für die Mereologie interessant werden lässt: Wenn wir diesen Patienten nämlich an ein Elektroenzephalogramm (EEG) anschliessen und seine neuronalen Erregungsmuster auf einem Monitor visualisieren, geben wir ihm ein Stück efferente Expressivität zurück. Plötzlich dringen wieder Anzeichen seines Denk- und Wahrnehmungsvermögens nach aussen, er fühlt sich für uns wieder mehr an *wie eine Person*, trotzdem seine Art der EEG-Kommunikation weit ausserhalb der uns kollektiv vertrauten sensomotorisch verkörperten Ausdrucksweisen liegt. Nun sprechen wir ihm als Person selbstverständlich wieder Gedanken, Wahrnehmungen etc. zu: Wir sehen ja, dass er denkt und wahrnimmt. Aber *was* wir sehen, sind nur EEG-Wellen, die auf einen Monitor semantisch übersetzt werden. Unsere Zuschreibung basiert in diesem Falle jetzt auf einem sehr engen mereologischen Zugang, den wir zu dieser Person haben: Wir dekodieren sein Denken aus der EEG-Aktivität bzw. er setzt seine EEG-Aktivität so ein, dass er darin sein Denken unter Beweis stellt. Und wir haben guten Grund stattdessen nicht seinen Puls, seine Atemfrequenz, oder seine Schweissabsonderung zu messen, sondern direkt jene zentral-neurologischen Marker abzugreifen, die der Geistestätigkeit dieser Person am nächsten sind: Die elektrischen Potenzialschwankungen des Gehirns als naheliegendste auskultierbare somatische Insel, auf der wir mentale Spuren dieser Person finden. Dieses Beispiel hebt die mereologischen Einwände natürlich nicht aus, es verdeutlicht nur, dass es uns intuitiv naheliegend erscheint, die Ganzheit der Person in ihrer

¹⁹ vgl. Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: *Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language*. New York: Columbia University Press, 2007. S. 101-106.

²⁰ ebd. S. 103.

²¹ Wittgenstein, L.: *PU*, I, § 281.

²² vgl. ebd. S. 106-112.

Wichtigkeit über die Einzelteile zu stellen, obwohl die Hierarchie wie im klinischen Beispiel auch invertiert sein kann: Erst wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf einen relevanten Ausschnitt eines Einzelteils fokussieren, kommt die Person darin zum Vorschein.

WISSENSCHAFTLICHE ERKENNTNIS UND DIE EVOLUTION DER SPRACHE

Ausgehend von der cartesianischen Trennung von *Gehirn* und *Geist*, sind wir nun bei der Trennung von *Sprache* und *Welt* angelangt. Bennett und Hacker ziehen eine *kategoriale* Grenze zwischen dem *unabhängigen* logisch-apriorischen grammatischen Teil der Sprache *gegenüber* dem erfahrungswissenschaftlichen Teil der Welt. Ausserdem tendieren sie im Zweifelsfall zu einer *linguistischen Reduktion*: Es existiert nur, was in Sprache ausdrückbar ist. Der richtige Gebrauch sprachlicher Ausdrücke beruht aber nicht nur auf *Sprachwissen*, d.h. der Beherrschung sprachlicher Regeln, sondern auch auf *Weltwissen*, der Beherrschung von physikalischen und psychologischen Gesetzmässigkeiten. Elmar Holenstein illustriert diese Polarität an einem alltäglichen Beispiel: „*Um schlichtes Zeitungsdeutsch wie „K. gewann nach einer siebenmonatigen Pause wegen einer Knieverletzung gleich drei Turniere“ zu verstehen, muss man wissen, ob man wegen einer Knieverletzung eine Pause macht oder Wettkämpfe gewinnen kann. Es ist unwahrscheinlich, dass wir das Weltwissen, das wir allein schon zum Verständnis der Sportseiten einer Tageszeitung benötigen, sprachlich gespeichert haben. ... Sehr viel Wissen ist uns intuitiv (nicht durch anderes Wissen vermittelt) zugänglich.*“²³ Mit Bennett und Hacker liesse sich diesem Einwand, jetzt im Kontext des Weltwissens der Wissenschaft, sinngemäss wie folgt entgegen halten: „*Es ist natürlich verlockend, sich abschätzig über ‚blosse Wörter‘ zu äussern und der scheinbaren Oberflächlichkeit des Interesses an blossen Wörtern die Bedeutsamkeit des Interesses an Tatsachen gegenüberzustellen. Aber ... Tatsachen lassen sich nur feststellen, indem man Wörter gebraucht. Wissenschaftliches Denken ist nur möglich, weil es Wörter gibt, mit deren Hilfe dieses Denken artikuliert werden kann.*“²⁴ Sprache ist und bleibt also ein kritisches Repräsentations- und Kommunikationsformat für unser Weltwissen, sie bildet nach Bennett und Hacker sogar ihr *Denkformat*, quasi das Skelett des Denkkörpers, das auch von den naturwissenschaftlich interessierten Philosophen respektiert wer-

den muss: „*Sie sollten sich nicht mit empirischen Urteilen beschäftigen, sondern mit Begriffen; nicht mit dem Inhalt des Denkens, sondern mit dessen Formen; nicht mit dem empirisch Wirklichen, sondern mit dem logisch Möglichen; nicht mit dem, was wahr beziehungsweise nicht wahr ist, sondern mit dem, was Sinn hat oder nicht.*“²⁵

Mir scheint, dass Bennett und Hacker hier eine Ideal-konzeption vorschlagen, die ihre Rechnung ohne den Menschen gemacht hat: Da Begriff und Welt aufeinander bezogen sind, erscheint es *sinnlos* sich über Begriffe *a priori* ohne Weltbezug zu unterhalten. Insofern ist Erfahrung geradezu konstitutiv für Sinn, ohne Erfahrung existiert nur Leere. Ohne *Welterfahrung* kann von *sinnvollem Sprechen* also noch gar keine Rede sein: Begriffe müssen sich erst an der Erfahrung schärfen, nicht an einer abstrakt gesetzten Logik. Bennett und Hacker sehen das anders: „*Die relevanten Zusammenhänge sind logischer und begrifflicher Art, und neurowissenschaftliche Untersuchungen können kein Licht in die normativen Verbindungen der Logik bringen.*“²⁶ Wenn man Philosophie und Neurowissenschaft so auffasst, wie Bennett und Hacker dies tun, dann gelangt man zur folgerichtigen Schlussfolgerung, dass die Neurowissenschaften beständig Gefahr laufen die Grenzen des Sinns zu überschreiten, schliesslich stossen sie ja in neue Bereiche der Welterfahrung vor, mit der wir sprachlich (noch) nicht umzugehen wissen.

Die ganze Kontroverse rund um die Sprachlichkeit in der Hirnforschung gründet sehr wahrscheinlich in unterschiedlichen *erkenntnistheoretischen Ansprüchen*, die man zur Beurteilung heranziehen kann: Möchte ich verstehen, wie die *Sprache* funktioniert oder möchte ich die Sprache gebrauchen, um die *Welt* zu verstehen? Gibt die Sprache vor, was Welt ist und zu sein hat? Ist in ihr quasi schon vorangelegt, wie ein für allemal logisch zutreffend bzw. kohärent über die Welt gesprochen und gedacht werden darf? Wenn die Erkenntnisgrenzen im normativen Korsett der Sprache gefangen wären, wie wäre dann überhaupt noch wissenschaftlicher Fortschritt zu erklären? Fortschritt findet oftmals nur um den Preis der *Evolution des Sprechens* statt: Begriffssysteme müssen wandelbar bleiben, geltende Paradigmen müssen verletzt werden. Man muss es wagen, im Lichte gegenwärtiger Semantiken ziemlichen Unsinn zu erzählen, um die Möglichkeit für neue Welten des Sinns aufzuschliessen.

²³ Holenstein, E.: Mentale Gebilde. In: Münch, D. (Hg.): Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000. S. 328.

²⁴ Bennett, M.R.; Hacker, P.M.S.: Philosophie und Neurowissenschaft. In: Struma, D. (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 28.

²⁵ ebd. S. 32.

²⁶ ebd. S. 36.

²⁷ Anstelle die Sprache a prioristisch zu fixieren, kann man sie auch als ein lebendiges Geschehen betrachten: Eine evolutive Dynamik, die durch Variation belebt wird, deren „Mutationen“ und „Übertretungen“ eben auch die Chance in sich bergen, neue Räume zu erschliessen, neue Semantiken zu schaffen, die plötzlich woanders ungeahnt „Sinn“ ergeben, natürlich um den Preis des Irrtums, das gehört unvermeidlich dazu. Durch eine allzu konservative Setzung von Bedeutung würde man sich einer solchen Weiterentwicklung versperren: Man bliebe im einmal gesetzten Kosmos stecken, als wäre die logisch zulässige Rede über alle Tatsachen a priori schon formal besiegelt.

SYNOPSIS: VON ONTOLOGISCHEN TAKTGE- BERN UND IHREN BEGRIFFLICHEN EIN- GRENZUNGSVERSUCHEN

Die konzeptuellen Schwierigkeiten, die sich im Spannungsfeld zwischen *Gehirn*, *Geist* und *Sprache* unweigerlich einstellen, sind hier nochmals in den Worten von Bennett und Hacker zusammen gefasst: ²⁸

„Die kognitive Neurowissenschaft überquert bei ihren Forschungen eine kategoriale „Trennlinie“ zwischen dem Psychischen und dem Neuralen. ... An dieser „Trennlinie“ ist nichts Geheimnisvolles. Sie verdankt sich den logisch-grammatischen Unterschieden zwischen den charakteristischen Begriffen der Neurowissenschaft und den Begriffen der Psychologie einerseits und den jeweiligen begrifflichen Zusammenhängen und Artikulationen andererseits. ... Da die kognitive Neurowissenschaft gar nicht umhin kann, diese logische Trennlinie zu überqueren und von Beschreibungen der Strukturen und Prozesse neuraler Phänomene zu Beschreibungen psychischer Phänomene überzugehen, gerät sie unweigerlich in Schwierigkeiten.“

Die Tatsache, dass sich die explanatorischen Projekte, das psychologische und das neuronale, hier kreuzen, macht es so schwierig die *kategoriale Differenz* der Beschreibungsebenen zu respektieren. Begriffe aus dem Bereich des Personalen werden dabei ihrem semantischen Bedeutungsraum entzogen und in einen neuen Bedeutungsraum gebracht, in dem sie erstmal nicht durch dasselbe semantische Feld individuiert werden können. Das einzige, was ihre Individuation zulässt, ist eine Isomorphie bzw. ein zeitlich korreliertes Verhalten zu Ereignissen auf der Ebene des Mentalen. Dieses Spannungsverhältnis wird auf Seiten der Neurowissenschaft oftmals

zugunsten eines *biologischen Essentialismus* mit neuronalen Prozessen als „*ontologischen Taktgebern*“ und einem konstruktivistisch aufgefassten nichtessentialistischen Verständnis normativen und intentionalistischen Vokabulars aufgelöst: Das *ontologische Primat* der Neurobiologie steht dem *heuristischen Primat* der Alltagspsychologie gegenüber. ²⁹

Die Herausforderung sinnvolle Sätze zu sprechen, die gültige Aussagen über Tatsachen an der Grenze zwischen diesen unterschiedlichen Perspektiven machen, erweist sich als ein mereologischer Fallstrick. Denn in unserer Sprache sind keine Begrifflichkeiten vorinstalliert, um über subpersonale Ereignisse zu sprechen. Wenn auf psychologische Begrifflichkeiten zur Individuation subpersonaler Ereignisse aus mereologischen Gründen verzichtet wird, weil sie konzeptual-logisch bereits durch andere personale Zusammenhänge beansprucht werden, dann müssten zu diesem kommunikativen Zweck eben neue Begrifflichkeiten *erfunden* werden. Dieser Forderung *in praxi* nachzukommen, erscheint aber - so aufrechtig dieses Unterfangen auch wäre - aufgrund der *konservativen* Natur der Sprache äusserst unrealistisch. Aber auch wenn es gelingen würde: Wäre mit einer solchen *Parallelsprache* tatsächlich etwas gewonnen, würde sich unser *Selbst- und Weltverständnis* damit revolutionieren lassen? Wohl kaum. ³⁰

Zwischen *Sprache* und *Welt* klafft eine Lücke, die Tür und Tor zu Sinn und Unsinn, Irrtum und Erkenntnis hin gleichermassen öffnet. Die Tatsache, dass es so viele Kommunikationsratgeber auf dem Markt gibt, dass der Gesprächsstoff in Psychotherapien kaum auszugehen scheint, dass sich Menschen durch geschicktes Marketing zu Dingen verleiten lassen, die sie eigentlich gar nicht wollen etc., zeigt auf, dass zwischen der *Theorie der Sprache* und der *Praxis des Sprechens* eine tiefe *Uneindeutigkeit* klafft. Die Eindeutigkeit der Sprache und des Sprechens ist ein philosophisches Postulat, das einer lebensweltlichen Basis entbehrt: Den meisten Begriffen sind keine Regeln für ihren Gebrauch mitgegeben. Solange wir uns mit einem Begriff einigermaßen *pragmatisch* verständigen können, benutzen wir ihn. Manchmal benutzen wir denselben Begriff auch für zwei völlig unterschiedliche Dinge, da wir gelernt haben, wie derselbe Begriff in unterschiedlichen Kontexten *gemeint* ist. Diese *Flexibilität* muss der Sprache und dem Sprechen zugestanden werden, solange es eben *menschliches* Sprechen

²⁷ vgl. das „anything goes“ Argument in: Feyerabend, P.: Wider den Methodenzwang. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986. S. 21 ff.

²⁸ Bennett, M.R.; Hacker, P.M.S.: Philosophie und Neurowissenschaft. In: Struma, D. (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 29.

²⁹ vgl. Wingert, L.: Grenzen der naturalistischen Selbstobjektivierung. In: Struma, D. (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 252 ff.

³⁰ vgl. Janich, P.: Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009.

ist und nicht das Sprechen nach einer *a prioristischen* Theorie, die ihre epistemologische Rechnung ohne die Dynamik des Lebendigen macht.

Kontakt: milan.scheidegger@me.com | www.milans.name

BIBLIOGRAPHIE

Bennett, M.R.; Dennett, D.; Hacker, P.M.S.; Searle, J.: Neuroscience and Philosophy. Brain, Mind, and Language. New York: Columbia University Press, 2007.

Bennett, M.R.; Hacker, P.M.S.: Philosophical Foundations of Neuroscience. Malden, MA / Oxford / Carlton, Australia: Blackwell, 2003.

Bennett, M.R.; Hacker, P.M.S.: Philosophie und Neurowissenschaft. In: Struma, D. (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 20-42.

Dennett, D.: The Intentional Stance. Cambridge, MA: Bradford Books/MIT Press, 1987.

Feyerabend, P.: Wider den Methodenzwang. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.

Holenstein, E.: Mentale Gebilde. In: Münch, D. (Hg.): Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000. S. 319-342.

Janich, P.: Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009.

Ros, A.: Materie und Geist. Eine philosophische Untersuchung. Paderborn: Mentis, 2005.

Tomasello, M.: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.

Wingert, L.: Grenzen der naturalistischen Selbstobjektivierung. In: Struma, D. (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006. S. 240-260.